Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 103 (1977)

Heft: 26

Artikel: Cabaret in der Schweiz - die Schweiz im Cabaret : eine kurzgefasste Historie unserer grossen Kleinkunst

Autor: Keiser, César / Tucholsky, Kurt / Kästner, Erich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-615817

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

César Keiser:

Cabaret in der Schweiz – die Schweiz im Cabaret

eine kurzgefasste Historie unserer grossen Kleinkunst

Paris: Geburtsstätte des Cabarets

Für uns Schweizer, die wir mit Recht stolz sind auf eine cabaretistische Apfelschuss-Tradition, beginnt die Geschichte des Cabarets bereits mit einer Pointe:

Brave Eidgenossen aus biederem Land lockte schon immer das lastervolle Abenteuer der grossen, weiten Welt. Cabaretistisch logisch also ist die Tatsache, dass auf dem verrufenen Pariser Montmartre das erste «Cabaret chantant» gegründet wurde von einem Mann, der, wie es heisst, aus den Bergen Graubündens stamme. Der Mann, Rodolphe Salis, Sohn eines Schnapsbrenners aus Châtelleraut, war Maler, Karikaturist, vor allem Bohémien. Anno 1881 verwandelte er sein Atelier auf der Butte du Montmartre in eine Künstlerbeiz und gründete das Cabaret *Le Chat Noir*.

Das Manifest, das er am ersten Abend seinen Gästen verkündete, hat in fast hundert Jahren nichts von seiner Gültigkeit verloren:

„Wir werden politische Ereignisse persiflieren, die Menschheit belehren, ihr ihre Dummheit vorhalten, dem Spießer die schlechte Laune abgewöhnen, dem Philister die Sonnenseite des Lebens zeigen, dem Hypochonder die heuchlerische Maske abnehmen — und um Material für diese literarischen Unterhaltungen werden wir lauschen und herumschleichen, wie es nachts die Katzen auf den Dächern tun!"

Aufruf zur Heiterkeit

Wagen Sie den Versuch, lieber Nebileser, und schauen Sie Ihren Miteidgenossen ins Gesicht. Nehmen Sie sich die Zeit, flanieren Sie durch Bahnhofstrasse, Freiestrasse, Hauptgasse oder wie das bei Ihnen daheim heisst, und äugen Sie in Augen, verfolgen Sie Gesichtszüge, forschen Sie in Mienen, und Sie werden finden:

zwecklose Heiterkeit ist Mangelware, Schmunzeln verpönt, Lächeln unanständig, vergnügtes Grinsen, wenn nicht grad jemand ausrutscht, undenkbar – jedes Mienenspiel in dieser Gesichtsanlage ist verboten, Sorgenfalten besiegen Lachfalten Zehn zu Null.

Wagen Sie den Versuch, lieber Nebileser, stellen Sie sich vor den erstbesten Spiegel im trauten Heim, und blicken Sie mutig hinein – was sehen Sie? Was starrt Ihnen mürrisch entgegen, griesgrämig, todernst und faltenreich – oder, falls Sie weiblichen Geschlechts sind: faltenlos zwar, doch nicht minder lust-, humor- und freudlos? Nun, Sie haben es erraten: entgegen starrt Ihnen, in der Bahnhofstrasse wie im eignen Spiegel: *der* Schweizer.

Das Bild, das wir uns von uns selber machen, das wir eifersüchtig hüten und liebevoll pflegen, ist das Bild eines senkrechten, ernsthaften, korrekten, eher lang- denn kurzweiligen Lebewesens, bestenfalls am Stammtisch oder im WK mässig witzig, sonst aber jedem Unsinn abhold, jeder spassigen Laune gegenüber misstrauisch.

Dieses Bild, seit Generationen jedem Schweizerherz aufgedruckt, stimmt natürlich nicht. Es ist ein Cliché, geätzt aus den gesammelten humorlosen Zügen sämtlicher Helveter, ein schwarzweisser Stempel ohne Zwischentöne und Schattierungen, eine groteske Verallgemeinerung – und damit also ein ausgesprochen cabaretistisches Bild.

Von diesem Cliché lebt unter anderem das schweizerische Cabaret seit eh und je, vor diesem seinem Bild, vor diesem Vor-Bild amüsiert sich das helvetische Cabaretpublikum immer wieder. Die einzige Freude des Schweizers, auch das gehört zum Clichébild, ist die Schadenfreude, seine einzige heitere Miene eine eventuelle Goldmine. So sitzt er seit Jahren im Publikum und blickt schadenfröhlich in den Spiegel und erkennt tränenlachend Nachbarin Trüb und Onkel Ernst und Verwaltungsrat Stumpf und Oberst Sörgeli – nur sich selber erkennt er nicht. Aber das ist nicht so schlimm. Er wird trotzdem erkannt: vom Onkel Ernst natürlich, von der Nachbarin Trüb, von allen rundherum!

Das Cabaret überhaupt

Erstaunlich: der Boden, bis auf den hinunter – dem Cliché-Bild gemäss – unsere Mundwinkel hängen, ist alles andere als ein Holzboden für die Kleinkunst. Das Schweizer

Cabaret, das darf man heute mit leisem Stolz behaupten, hat Tradition:

Entstanden auf dem Montmartre in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, wurde es später von Emigranten in die heile Schweiz eingeschleppt: erstmals 1916, zum zweitenmal 1933. Und dann ging die Saat auf, denn die Nordwinde bliesen günstig, die dunklen Wolken am Horizont beschleunigten das Wachstum, auf dem helvetischen Bretterboden gedieh das erste einheimische Cabaretpflänzchen, das *Cornichon*. Das war 1934.

Wenn Sie die beiden letzten Ziffern des Geburtsjahres gegenseitig vertauschen, dann erhalten Sie das Alter des Pflänzchens, das heute ein strammer Stammbaum ist.

Schweizer Cabaret gibt es also seit 43 Jahren, Cabaret in der Schweiz allerdings schon länger, nämlich seit anfangs 1916.

Die Dadaisten

Damals erschien in der Neuen Zürcher Zeitung eine Pressenotiz, derzufolge sich unter dem Namen Cabaret *Voltaire* eine Gesellschaft junger Künstler und Literaten zusammengefunden habe. Die Notiz endete mit der Einladung an die junge Künstlerschaft Zürichs, sich in der Meierei an der Spiegelgasse allabendlich mit cabaretistischen Vorschlägen und Beiträgen einzufinden.

Urheber dieser Einladung war Hugo Ball, deutscher Literat und vor Kriegsbeginn Dramaturg an den Münchner Kammerspielen. Er war mit seiner jungen Frau, der Kabarettistin Emmy Hennings, 1915 in die Schweiz geflohen, nachdem er an der Front den Wahnsinn des Krieges erlebt hatte. In sein Tagebuch schrieb er:

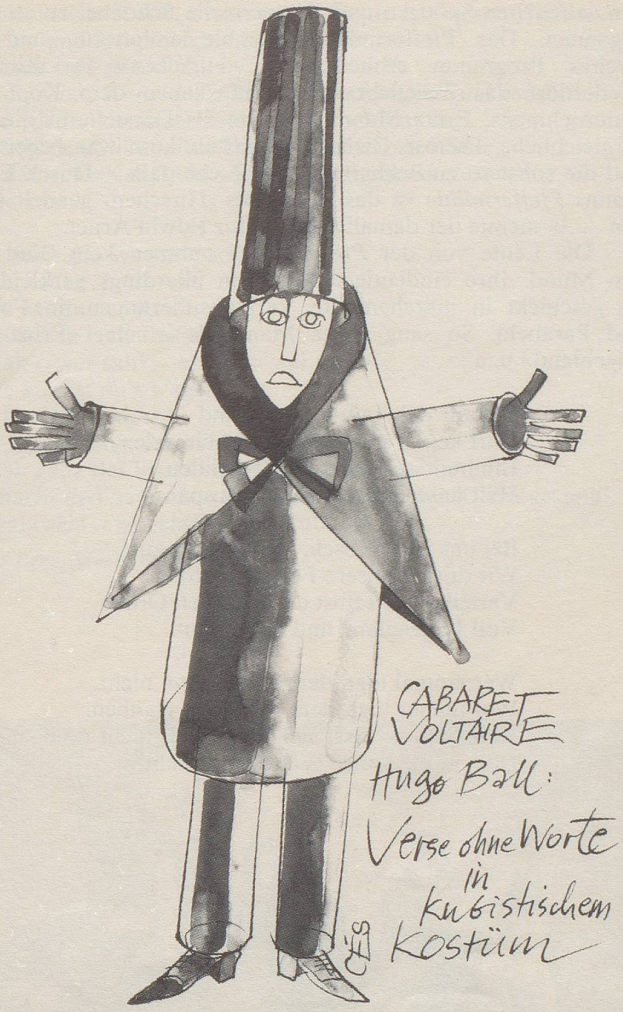
«Der Krieg beruht auf einem krassen Irrtum. Man hat die Menschen mit den Maschinen verwechselt. Man sollte die Maschinen dezimieren, statt die Menschen. Wenn später einmal die Maschinen selbst und allein marschieren, wird das mehr in der Ordnung sein. Mit Recht wird dann alle Welt jubeln, wenn sie einander zertrümmern.»

Man sieht, es waren Idealisten und Utopisten, diese Leute vom Cabaret *Voltaire,* die später unter dem Begriff des Dadaismus in die Kunstgeschichte eingingen. Mit der Waffe des Wortes kämpften sie gegen Barbarei und Bürgermief, reden- und pinselschwingend schlugen sie um sich, der Elsässer Jean Arp, der Rumäne Tristan Tzara, die Deutschen Richard Huelsenbeck, Emmy Hennings, Hugo Ball, die Schweizer Sophie Taeuber, Suzanne Perrottet, Friedrich Glauser, um nur die wichtigsten zu nennen. Mit Lautgedichten, Lärmsymphonien und allen grotesken Mitteln versuchten sie, die verkitschten, verlogenen Kunst- und Wertvorstellungen einer bankrotten Bourgeoisie auf den Kopf – und damit in Frage zu stellen:

KARAWANE

jolifanto bambla ô falli bambla
grossiga m'pfa habla horem
égiga goramen
higo bloiko russula huju
hollaka hollala
anlogo bung
blago bung
blago bung
bosso fataka
ü üü ü
schampa wulla wussa ólobo
hej tatta gôrem
eschige zunbada
wulubu ssubudu uluw ssubudu
tumba ba- umf
kusagauma
ba - umf

(1917)
Hugo Ball



Das Cabaret *Voltaire* war eine rein literarische Angelegenheit, seine Aeusserungen weder politisch noch sozialkritisch – wenngleich die Dadaisten mit ihrem Auf-den-Kopf-stellen aller bürgerlichen Ethik und Aesthetik politische Wirkung zu erzielen hofften. Ob Suzanne Perrottet schockierend modern Schönberg spielte, ob an den Wänden abstrakte Arps und verrückte Picassos hingen, oder ob Hugo Ball «Verse ohne Worte in kubistischem Kostüm» rezitierte, immer wollte man Herkömmliches zertrümmern, das ja schliesslich Zertrümmerung im grössten Stil ermöglicht und heraufbeschworen hatte.

Hans Arp erinnerte sich später: «Man gab uns den Ehrentitel ‹Nihilisten›. Die Direktoren der Verdummung bezeichnen damit alle diejenigen, welche nicht ihren Weg einschlagen!»

Die Pfeffermühle

Ja, die Wege der Cabaretisten waren und sind nie die ausgetretenen Pfade doktrinärer Hörigkeit – dies auch der Grund für die nächste cabaretistische Emigrantenwelle nach Zürich, anno 1933, die der direkte Impuls fürs authentische Schweizer Cabaret wurde:

Anfangs 1933 gründete in München die Thomas Mann-Tochter Erika *Die Pfeffermühle* und spielte mit grossem Erfolg vor einem hellhörigen Publikum ihr erstes eminent politisches, d. h. antifaschistisches Programm. Ironie des Schicksals: sie spielte es wochenlang Wand an Wand mit den Leuten, die im Hofbräuhaus ihr braunes Untergangsprogramm probten, und die umgehend, gezielt und konsequent, in ganz Deutschland

den satirischen Spöttern und Warnern die Schnäbel zu stopfen begannen. Das Pfeffermühle-Ensemble emigrierte, und ihr zweites Programm erblickte im «Hirschen» im Zürcher Niederdorf das Zwielicht der Welt. Neben dem Kopf des Unternehmens, Erika Mann, brillierte als Darstellerin die unvergleichliche Therese Giehse – das Publikum war begeistert, und die sonst so zurückhaltende NZZ ebenfalls: «Durch Erika Manns *Pfeffermühle* ist das Lokal des ‹Hirschen› geadelt worden . . .!» meinte der damalige Redaktor Edwin Arnet.

Die Leute von der *Pfeffermühle* nahmen kein Blatt vor den Mund. Ihre eindeutigen Attacken allerdings verkleideten sie geschickt in märchenhafte Verklausulierungen, in Fabeln und Parabeln. So sang Erika Mann als irrealer «Prinz von Lügenland» u. a.:

Bei mir daheim im Lügenland
Darf keiner mehr die Wahrheit reden, –
Ein buntes Netz von Lügenfäden
Hält unser grosses Reich umspannt.

Bei uns ist's hübsch, wir haben's gut,
Wir dürfen unsere Feinde morden.
Verleihn uns selbst die höchsten Orden
Voll Lügenglanz und Lügenmut.

Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht,
Wer immer lügt, dem wird man glauben.
Zum Schluss lässt sich's die Welt nicht rauben,
Dass er die lautre Wahrheit spricht!

Nein, die Welt liess es sich wahrhaftig nicht rauben, allen Warnungen aus dem cabaretistischen Lager zum Trotz. Vorher allerdings wurde durch Druck der Achsenmächte der *Pfeffermühle* das Mahlwerk gestopft – sie emigrierte 1936 nach Amerika und löste sich dort sang- und klanglos auf.

Zum Glück für uns hatte sie im geadelten «Hirschen» würdige Nachfolger hinterlassen, die im Frühjahr 1934, wie bereits erwähnt, anstelle scharfen Pfeffers echt helvetische Cornichons offerierten.

Das Cornichon

Die Gründer der Kleinkunstbühne hiessen Walter Lesch und Otto Weissert, ersterer Literat, Dramaturg und Doktor der Philosophie; letzterer Berliner Theaterdirektor und Chansonkomponist; Mitbegründer waren der Konditor und Volksschauspieler Emil Hegetschweiler sowie der Maler und Bühnenbildner Alois Carigiet. Ihm ist übrigens der Einfall des Cornichon-Signets zu danken. Der Einfall war frappant – noch frappanter aber war der Reinfall, welcher der ersten Premiere des Gürkleins folgte. Die NZZ warf dem Programm Mangel an Witz, an eloquenter Eleganz, an hintergründiger Pointierung vor; Walter Lesch sagte es später offen und unkompliziert:

«Der weltschmerzliche Ton dominierte, der Angriff war zu direkt, wir wollten noch zuviel und konnten noch zuwenig. Das Publikum, skeptisch, wie es hierzulande nun einmal ist, fast schadenfroh in seiner vorgefassten Meinung bestätigt, dass Schweizer Künstler ‹so etwas› nicht können, liess uns recht teilnahmslos gewähren und schüttelte lächelnd den Kopf.»

Das war, ganz genau, am 1. Mai 1934. Ganz genau am 17. Mai hatten die Gurkenzüchter ihre verregneten Beete neu bepflanzt, lies: ihr Programm in einem Gewaltseffort teils neu-, teils umgeschrieben, und präsentierten es nun einem Publikum, das nicht mehr kopfschüttelnd lächelte, sondern aus vollem Herzen und tiefster Ueberzeugung lachte. Das war der Frühling. Und dann kam der Herbst, und mit ihm der Lenz, mit Vornamen Max Werner. Er prägte im folgenden den Stil des Schweizer Cabarets wesentlich mit. Sein trockener, untergründiger Ostschweizer Humor, seine knorrig-dürren, verklemmten oder rührend menschlichen Typen begleiteten von da an das «Cornichon» wie ein Gütezeichen. Den Standpunkt der kleinen Truppe legte er gleich zu Beginn in einer Conférence dar:

„Meine Damen und Herren — Sie fragen, was den inneren Anstoß dazu gab, unsere kleine Essiggurke ins Leben zu rufen. — Ganz einfach: wir fanden, das Leben, und insbesondere das Leben in der Schweiz, sei einfach zu süß. Zu überzuckert! Wir fanden, eine kleine, ätzende Gegensäure sei nötig, um das glückvolle Dasein in der Schweiz nicht in den Himmel wachsen zu lassen . . .

Was wir wollen? Dieses: den Mund aufmachen! Unsere Meinung sagen! Dem Geistigen ein Ventil öffnen! Frei sein, zu sagen, was wir denken! — Für dieses Selbstverständlichste, das in einer dummbeschränkten Welt so sehr bedroht ist, dafür wollen wir unsere Ellbogen einsetzen!

61 JAHRE CABARET IN DER SCHWEIZ

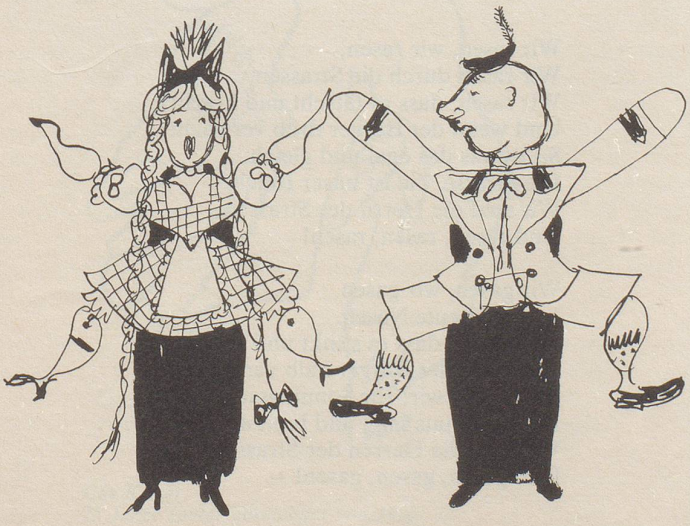
Ja, sie setzten Ellbogen, bald auch Kopf und Kragen ein, die Texter Lesch und Lenz, der Komponist und Mitleiter Weissert, und all die vielen, die im Lauf von 17 zum Teil pechschwarzen Jahren auf den kleinen Brettern die grosse Hoffnung hochhielten. Sie alle, von A–Z, von Alfred bis Zarli, von Elsie bis Voli, von Hegi bis Stupsi und kreuz und quer durchs ganze Alphabet, praktizierten frech, fröhlich, frei und furchtlos das, was man erst seit da kennt, nämlich Geistige Landesverteidigung. Mit der Waffe des Witzes verteidigten sie die Gedankenfreiheit, Schulter an Schulter übrigens mit einem anderen, ebenso mutigen satirischen Kämpen, dem *Nebelspalter*.

Im Duett «Gesundung der Kunst», einer Abrechnung mit jenen nördlichen Volksvertretern, die Leute wie Braque, Klee, Kandinsky und Picasso als «entartete Künstler» brandmarkten, sangen die zwei Hampelmänner Elsie Attenhofer und Heiri Gretler vor dem «Haus der Deutschen Kunst»:

Das was – das was – am deutschen Spiesserherzen nagte,
Was niemand sagte,
Weils niemand wagte,
Das ist nun endlich, endlich, endlich allen klar:
Dass jene Kunst, die nie ein Spiesser noch verstanden,
Schon seit es Auerochsen gab in deutschen Landen,
Gar keine Kunst und ausserdem entartet war.
Gottseidank!

Der Geist, ja Geist, fällt uns nun gar nicht mehr beschwerlich,
Er zeigt sich spärlich,
Weil er gefährlich.
Wer nicht wie griechisch baut als deutscher Architekt,
Wer nicht Familie malt und Bauern und Soldaten,
Gar was Abstraktes, statt die Nazi-Potentaten,
Beschmutzt sich international mit Intellekt!
O wie Pfui!

O deutsches Spiessertum,
Bis jetzt betrogen drum,
Um deine Diktatur,
Jetzt aber grünt die Flur,
Wir sehn in ihm, in ihm, in ihm, wir deutschen Scharen,
Seit ein'gen Jahren,
Den einzig Wahren.
Und unsre innig-minnige Sehnsucht ist erfüllt,
Wenn aus dem Rundfunk seine Stimme uns umbrüllt!
Wie Schwertgeklirr –
Wie Donnerhall –
Wie Wogenprall!



Die Kunst, ja Kunst, steht ausser Deutschland sehr bedenklich,
Pervers und kränklich,
Verfault und stänklich.
Die deutsche Kunst jedoch kriegt Backen, rot und rund!
Wird wieder kindisch einfach für uns Infantile,
Verliert den Stil und mischt die altbewährten Stile,
Die deutsche Kunst, sie wird gesund, gesund, gesund!
Gottseidank!

Wie mich die Wonne packt,
Denk ich an ihren Akt!
O du Motiv der Kraft.
So völkisch lackelhaft!
Er sah – wer sah? – er sah – wer sah? –
– wie kannst du's wagen,
Auch nur zu fragen!
Wie konnt' ich's wagen!
Er sah ganz tief bis auf des Spiesserherzens Grund!
Er macht den deutschen Geist mit Kitsch, mit Kitsch gesund!
Wogalaweia – wogalaweia – wituhoooooo!

(Text Lenz, Musik Weissert)

Cabaret Cornichon 1938: Donath, Carigiet, Rasser, Meier im Feuerwehr-Chor von Lenz/Weissert:

Leged d'Leitig und bi Zyte –
Her die Leitig! Gleitig! 's goht um alls!
Passed uf – vor luuter Stryte
Händ-er d'Schlüüch am Hals – am eigne Hals!

Denn mit Zwyfle und mit Chifle
Simmer fertig, her wie hy!
Niemert tarf uf d'Syte stifle,
Susch isch us – und d'Schwyz isch gsy.

Wänns mit allne Tüüfelsgwalte
Zeusle müend, so stönd, so stönd parat!
Was mir händ, das wämmer bhalte,
Ja, das wämmer, wämmer bhalte,
Dänn um mängs i dr Schwyz,
Um mängs wärs ewig schad!

61 JAHRE CABARET IN DER SCHWEIZ

Cabaret Cornichon: Dannegger und Carigiet singen 1938 im Drehorgellied vom Sündenbock (Text Lesch, Musik Früh):

In Nazedonien, Nazedonien,
wo die Ururarier wohnien,
dort im Reich der tausend Jährchen
und der rassereinen Pärchen,
wacht ein Lenker, gross und stark,
über Butter, Blut und Quark.

Und der Führer, dräuend späht er
nach dem bösen Attentäter,
denn es ist doch ohne Frage
jemand schuld an aller Plage.
Und natürlich, siehe da,
schon ist die Entdeckung da:
Isidor, der stets entartet,
hat auch dieses abgekartet.
Und zur Strafe für den Hass
nimmt er ab ihm Geld und Pass.
Und das Volk, wenn auch entfettet,
fühlt sich immerhin gerettet.

Und die Moral von der Geschicht,
also heisst sie kurz und schlicht:
wenn der böse Jud nicht wär,
wo nähm' man den Schuldigen her?

Deutsch und römisch und japanisch,
frisch und fromm und franco-spanisch
kann das Volk man nur vernichten,
gibt man ihm was hinzurichten.
Jude oder Kommunist,
Zigeuner oder Christ –
alles Feinde rundherum,
weg mit ihnen. Bringt sie um!

Und so bleibt noch etwas Frist,
bis man selbst am Messer ist.
Und das Volk, wenn auch verraten,
Riecht noch lange nicht den Braten.

Und die Moral für alle Zeit,
Bis in alle Ewigkeit:
Wenn der böse Jud nicht wär,
Wo nähm' man den Schuldigen her?

Cabaret bâlois: Kaktus und Kikeriki

In diesen Kriegsjahren setzte sich Alfred Rasser vom *Cornichon* ab und pflanzte, zusammen mit dem Autor Charles Vaucher, dem Komponisten Tibor Kasics und dem Maler Max Sulzbachner, sein Basler Cabaret *Kaktus*.

Als der Krieg zu Ende war, sprossten allerorten junge Cabaretpflänzchen aus dem eigenen Boden – die geistige Cornichon-Saat ging auf. Genannt seien, stellvertretend für alle, das Luzerner *Allerdings* und das Basler *Kikeriki*. In dessen Hühner- bzw. Güggelhof krähten und scharrten u. a. Trudi Roth wie die den Nebilesern gutbekannten Jüsp (Jürg Spahr alias Pietro Sparr), Wolf Barth, Werner Wollenberger und, nun ja, der Schreibende. Ausser Jüsp, der seine Karriere nicht krähenderweise auf den Brettern, sondern mit der Feder in der Hand sah, wechselten die Genannten vom erfolgreichen Amateur-Kikeriki zum in Zürich neugegründeten Cabaret *Federal*, das Ende der vierziger Jahre die Nachfolge des *Cornichons* angetreten hatte. Dessen Themen waren mit Kriegsende liquidiert, neue Probleme riefen nach neuen Ideen, nach neuen Talenten.

Und die kamen, wie gesagt, zu einem wesentlichen Teil aus dem fasnächtlich frechen Studenten- und Grafiker-Cabaret vom Rhein, wo Jüsp und Cés als Vertreter einer neuen, bereiften Kaste zum Beispiel röhrten:

Wir rasen, wir rasen,
Wir rasen durch die Strassen.
Wir rasen, dass es tätscht und kracht,
Und wenn der Bürger drab verwacht
So ist uns das egal und gleich,
Die Strasse, die ist unser Reich,
Wir sind die Herrn der Strassen
Und rasen, rasen, rasen!

Wir gasen, wir gasen
In aller Leute Nasen.
Wir gasen, dass es stinkt und spuckt,
Und wird der Bürger halb verruckt
So denken wir: Ihr Sonntagsschüler,
Ihr könnt uns lang und breit am Kühler . . .
Wir sind die Herren der Strassen
Und gasen, gasen, gasen!

61 JAHRE CABARET IN DER SCHWEIZ

Wir schneuzen über Berg und Tal
Und Wald und Feld und Flur,
Per Kupplig und per Gaspedal
Erschliessen wir d Natur.

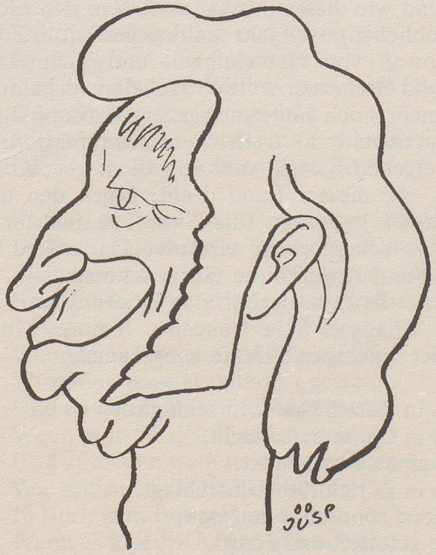
Wir sausen durch das grüne Land
Und durch die enge Stadt,
Und spritzen an den Strassenrand
Was ein Paar Beine hat.

Wir jagen früh, wir jagen spät
Und immer sehr pressant,
Das hebt die Auto-torität
Und fördert den Verstand.

Wir rasen, wir rasen,
Wir rasen durch die Strassen.
Wir rasen blind, wir rasen taub,
Wir rasen Gas, wir rasen Staub –
Und fräsen wir an Euch vorbei
Und steht Ihr hinter uns voll Dreck,
Den Schlotteri in Mark und Bei
Und schwarz vor Wut und weiss vor Schreck –
Was schimpft und flucht Ihr noch und noch?
Wir imponieren Euch ja doch ! !

Wir sind die Herrn der Strassen –
Rasen – rasen –
Aufgeblasen –
In Ekstasen
Rasen –
Gasen –
Nasen –
Blasen –
Wir sind die Herrn der Strassen
Und raaaaaaaaaaaa . . . . . .

(Text Keiser)



Cés Keiser,
25 Jahre später gezeichnet von Jüsp

Cabaret Kikeriki 1950: In einer Souvenir-Kitsch-Nummer «Der Leu ist los!» sangen Pietro Sparr (=Jüsp), César Keiser, Trudi Roth und Steff Elias (Text Wollenberger, Bild Barth):

Liebwerte Gemeinde! Verehrte Vereine!
Seid uns willkommen! Es einigt uns eine
besondere Feier an historischem Ort!
Blickt auf den Sockel und merket sofort:
Da liegt es, da liegt es, da liegt's fascht wie neu,
das Tier von Luzern, Herr Thorwaldsens Leu!
Doch neuerdings rollen seine schmerzlichen Tränen
statt für Schweizergardisten in andre Domänen:
Der Leu von Luzern, er wandelt sich stracks
zum Wächter am Denkmal des unbekannten Geschmacks –
Der tapfere Löwe, treu wie ein Hund
hütet von nun an helvetischen Schund!

Weiht ihn ein – den Leu aus Stein!
Symbolisch soll er fortan sein
für Kitsch und Schund, für Gips und Tand,
für Brechreiz made in Switzerland!
So weiht ihn ein – den Leu aus Stein!
Doch wisst: ein Leu kommt nie allein!
Für dich, für mich, für ihn, für sie
folgt ihm der halbe Zirkus Knie:

Zuvorderst hinkt ein Bär aus Bern
als Aschenbecher für den Herrn –
Als Schirm- und Missgriff folgt ihm hier
rachitisch-schief ein Murmeltier.

Aus Gips und Stein und Cellophan,
aus Schabzieger und Marzipan,
aus Veilchenseife, Holz und Lehm
läuft hintendran der ganze Brehm.

So missgestaltet ist kein Tier,
es dient dem Mensch als Souvenir!
Wo Viecher arglos ummensitzen,
chunnt ein vo Brienz und muss sie schnitzen!

61 JAHRE CABARET IN DER SCHWEIZ

Voli Geiler und Walter Morath

Margrit Rainer und Ruedi Walter

Elsie Attenhofer und M. W. Lenz

Solisten und Federalisten

Während das *Cornichon* langsam und in schöner Reife schrumpfte und austrocknete, entwickelten sich seine Ableger: Voli Geiler und Walter Morath beschritten eigene, komödiantisch-groteske und internationale Wege, Margrit Rainer und Ruedi Walter machten sich ebenfalls selbständig, Elsie Attenhofer bereiste allein oder mit Max Werner Lenz als Partner das cabaretausgehungerte Deutschland, und, eben, Otto Weissert, ehemals Cornichon-Mitleiter, gründete das *Federal*. Und dieses bewährte sich nun im folgenden, von 1949 bis 1961, als *das* nationale Cabaret im Frieden, so wie es das *Cornichon* im Krieg getan hatte.

Von Anfang an dabei waren Max Werner Lenz als Texter und Zarli Carigiet, neue Gesichter hiessen Lukas Ammann, Blanche Aubry, Helen Vita, Max Haufler – aus Basel stiessen die «Kikerikisten» dazu, aus Zürich Margrit Läubli, aus Zug Walo Lüönd, aus Bern Stephanie Glaser, aus St.Gallen Walter Roderer, dann auch Ines Torelli, Schaggi Streuli, Megge Lehmann und ... und ... und ...

Simone Muller

Diese neue Kleinkunstschützengesellschaft erreichte einen Grad künstlerischer Vollendung, der, wie beim *Cornichon,* einmalig war. Und wie dieses machte es sich in den nicht mehr brennend bedrohlichen, vielmehr kaltkriegerisch friedlicheren Jahren zum Anwalt von Gerechtigkeit und Toleranz. Bourgeois, Bonzen und Banausen wurden lächelnd nicht nur hinter dem eisernen, mehr noch hinterm eigenen Vorhang aufs Korn genommen, man richtete die treffsichere Armbrust immer wieder gegen den eigenen Spiegel und vor allem gegen die ernsthafteste Gefahr, die diesem Land droht: gegen den tierischen Ernst. Das *Federal* kultivierte die Satire zu hellster Heiterkeit der Seele, es pflegte dank virtuoser Darsteller, Bühnenbildner, Musiker und Autoren die tänzerische Artistik, die groteske Pantomime, die messerscharfe Pointierung und – neu – das literarische Chanson à la française. Simone Muller, die Elsässerin mit der rauchigen Stimme, sang damals:

Wenn es in Zürich fünf Uhr schlägt,
Dann ist in China tiefe Nacht,
Und in Jamaica ist es acht,
Wenn es in Zürich fünf Uhr schlägt.
Die Welt ist sonderbar und weit,
Verliebt, gefoltert und erregt,
Und viel geschieht um jene Zeit,
Da es in Zürich fünf Uhr schlägt.

61 JAHRE CABARET IN DER SCHWEIZ

In den Alpen vergeht
Ein Hochdruckgebiet
Und in Grinzing entsteht
Ein Heurigenlied.
Ein Ingenieur entdeckt
Bomben des Lichts –
Es grinst ein Friseur:
Gegen Glatzen gibt's nichts.

Zehntausend Meilen davon
In einem komplett anderen Land,
Da stirbt eine Revolution
Und ihr Initiant.
Und schützend überm Perón
Hält die heilige Eva die Hand,
Und wieder ein Stückchen entfernt
Rennt Coppi gegen die Uhr,
Und wiederwo plagt sich ein Kind, denn es lernt
Über moderne Kultur –

Es regnet vielleicht überm Wald von Compiègne,
Es hagelt in Omsk und in Rom ist es schön,
Ein Lehrer erklärt seinen Schülern die Forch,
Ein Mann mit fünf Kindern beschimpft einen Storch –

Wenn es in Zürich fünf Uhr schlägt,
Dann wird in Strassburg debattiert,
In Leipzig aber wird marschiert,
Wenn es in Zürich fünf Uhr schlägt.
Ein G. I., der im Regen war,
Niest in Korea und erregt
Damit Bazillenkriegsgefahr,
Wenn es in Zürich fünf Uhr schlägt.

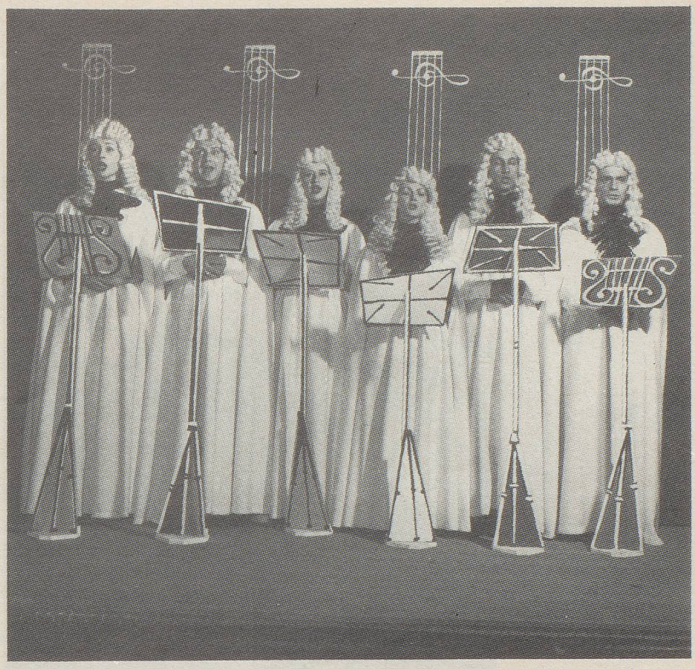
Und in Moskau da sitzt
Ein Dichter daheim,
Der sucht auf Stalin
Den tausendsten Reim.
Und es sitzt in Sibirien
Mit dem Pickel in der Hand
Ein anderer Mann,
Der ihn gleichfalls nicht fand.

Viertausend Meilen davon,
New York, dritte Strasse, East-End,
Bekommt Mister Brown einen Sohn,
Den er Jefferson nennt.
Knapp fünfzig Jahre und schon
Ist der Sohn U. S.-Präsident,
Und er macht die Welt froh und frei
Und wird darum sehr geliebt –
Sofern es im Jahre zweitausendundzwei
Die Vereinigten Staaten noch gibt . . .

Es wird in Paris eine Bank ausgeraubt,
Im Bett schluchzt das persische Staatsoberhaupt,
Es fliegen zwei Teller wohl über ein Dach,
Frau Pauker macht ihnen das gleichzeitig nach –

Wenn es in Zürich fünf Uhr schlägt,
Wird hier geweint und dort gelacht
Und da geträumt und dort gewacht,
Wenn es in Zürich fünf Uhr schlägt.
Und zum Verzweifeln ist es schier,
Wie seltsam sich die Zeit beträgt:
In Bern zum Beispiel ist es vier,
Wenn es in Zürich fünf Uhr schlägt . . .

(Text Wollenberger, Musik Weissert)



Cabaret Federal 1954: Läubli, Roderer, Muller, Glaser, Keiser und Lehmann. Ausschnitt aus der Bach-ab-Kantate von Wollenberger/ Liebermann: «Nachruf auf den tierischen Ernst» (Bild Pierre Monnerat)

Chor:
Bachab ist Ernst geschwommen
bachabwärts tät er ziehn –
Er ward von uns genommen
der ernste Ernst ist hin –
Humor deckt ihn und Humus
der hellen Heiterkeit –
Oh quae beati sumus!
Es war auch die höchste Zeit.

Rezitativ:
Gar ernscht nahmen wir unseren Ernschtli und luegten zu ihm und taten ihm niemals nichts zleid und verletzten ihn nie durch unziemliche Spiele der Mienen in Richtung Gelächter –

Denn der Ernscht war unser heiliger Ernscht, unser ernschthaftester Ernscht, unser tierischer Ernscht, unser Firmenschild, Wappen und Erkennungszeichen, und wo man das Bild sah:
Ein Hosenträger in rotem Feld, und darin eine Birne wie vom Schicksal persönlich beleidigt, da wusste man schon:

Siehe, ein Schweizer!

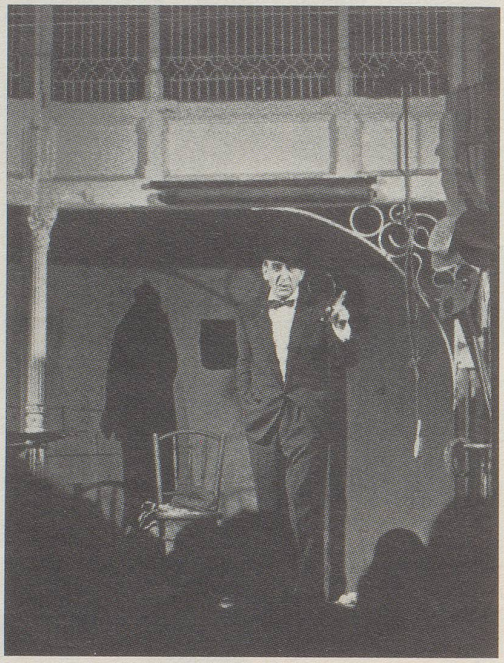
Doch nun haben wir ihn umgebracht, respektive umgelacht, und es war so einfach –

Und man gehe hin und tue desgleichen und nehme einen Spiegel und sehe sich an, und grinse dreimal vor dem Zmorgen über sich selbst, und schüttle sich vor Gebrauch des Alltags und zeige sich und den andern die lachenden Zähne, mindestens vierzigmal am Tage –

Und vor dem Einschlafen stosse man aus ein langanhaltendes HAHA!

Arie:
Und man wiederhole das
praktisch ohne Unterlass:
Haha-hahahahaha – Hihi-hihihihihi – Hoho-hohohohoho!

Auch ein Mann der Feder stand in den fünfziger Jahren in Zürich auf die Bühne, die sich zuerst im Estrich des ehemaligen Kursaals, später in der Fleischhalle am Limmatquai befand: Arnold Kübler, Schauspieler, Zeichner, Schriftsteller, DU-Redaktor und erster Solo-Cabaretist unseres Landes!



Aus: Arnold Kübler Zwei Alti im Gärtli:

Du bischt nümme schtürmisch, nid hitzig wie do,
mir sind halt sälbander zur Seelerueh cho.
Me hockt uf sim Bänkli, 's Fagiere ischt z'Änd,
me grochset eis zäme in eusne vier Wänd,
bim Sitze, bim Ässe, bim Schlafe im Bett,
du grochsischt, ich grochse, mir grochsed Duett.

Meh als an grosse Dichtere,
hangt euserein an Gsüchtere,
nüt meh vo frömde Wiibere,
's liit eim an eigne Liibere,
di hütig Wält, voll Rüschtigsgschrei,
uf oder ab? hä einerlei,
sind da gross Underschiid debii,
's gilt halt nu eis: lang rüschtig sii!

Du grochsischt Sopran, und ich grochse de Bass,
du grochsischt de Puur und ich grochse 's Trumpfass.
Ase gruusam eis grochse, dass Gott erbarm,
mer chönnt das wie du, du machsch es mit Charme.
Wie das zäme tönt, ja wie das zäme chidt,
was da für en uralti Liebi drin liit.

Ich känne dis Chrüüz, du mini Bei,
's weiss jedes, was jedes z'peischte hei,
dis Zeheweh, füfzgjöhrige Schmerz,
din letschte Zah, de Truck uf em Herz.
Wänns chesslet i der Bruscht bim Chich,
d'Abwächslig ischt guet, d'Uswahl ischt riich.
Wie 's Läbe duur bim Ochse gänd
mir hüte-n-eus bim Grochse d'Händ.

Vo ihm chönd er lehre, er hät Phantasie,
all Tag öppis anders, Abwächslig mues sii!
Wie das zäme tönt, ja wie das zäme chidt,
was da für en uralti Liebi drin liit!
So grochsed und pfnächsed und peischted im Land,
wänns Gott will , mir Alte na lang mitenand.

Ein anderer Solist, Cabaretist mit Leib und Seele, war und ist der politisch engagierte Vollblut-Komödiant Alfred Rasser, Erfinder einmaliger und unvergesslicher Figuren, wie beispielsweise der telefonierenden Frau Riggebach, deren hier auszugsweise wiedergegebenes Gespräch heute, im Jahr der Wanze, wieder beissend aktuell ist:

Riggebach – He, adie Anneluggi, how do you do? – Was, bsetzt gsi? – Dasch doch nit wohr! – Ah doch, i han e paar Gsprächli gha. – Nei, wieder mit fremde Lyt. – Jä, das mach i allewil no. – Eh, de weisch, i bi halt eso. – I heer mi halt eifach gärn rede, bsunders wenn i weiss, es loost mer ebber zue, won i nit kenn. – Eh, wär ächscht? – S'Abhörwäse! – Die näme mi uf Tonband uf und derno dien sie s neimen ane. I weiss nit wo. I glaub, die wisses sälber nit. – Was schregglig? – Nei, im Gegeteil, es wär schregglig, wenn sie mi nit däten abheere. – Jo, wäge däm duen i doch der ganz Tag in der Wält umetelefoniere. – Es isch eso ne wunderbars prickelnds Gfühl, es loost eim ebber zue, wo me nit kennt. Me fühlt sich nimen eson elei. – Was krankhaft? – Du dätsch natirlig lieber sälber abheere. – De hesch jo schon als glai Maiteli dur alli Schlissellecher duregluegt. Kauf der doch so ne Mini-Abhörgrät. Es koschtet eins nume 2300 Franke. Dasch doch nit viel. ZZiri ka me si kaufe. I has im enen Inserat gläse. Es isch nume so gross, wien e Würfelzucker. Me kas ganz Quartier dermit abloose. Kauf der doch so eins, no hesch au ebbis. – Was? Dasch aber nit wohr. Das han ich nie gmacht. Ich ha mi lieber durs Schlisselloch duren aluege loh! – Was isch das? Zionismus? – E bitz Zionismus? – Exhibitionismus! – Du lescht Wuche bin i im Zug gfahre, no het dert ein lut sy Intimsphäre breitgschlage, dass alli hän müesse zueloose. Me het nume no ihn ghert. – Isch das au Exilzionismus? – Was, wien i mi verdächtig gmacht ha? – Eh, zersch hani im Hansruedi gseit, er soll emol uf Moskau reise. – No isch er gange. Aber i glaub, es het nit gnutzt. Men isch nimme verdächtig, wenn men uf Moskau reist. – Shän jo elei 120 Firmen im letschte Summer an dären Usstellig in Moskau usgschtellt, und

Alfred Rasser: Soloprogramm «Zuvielcourage» 1966

61 JAHRE CABARET IN DER SCHWEIZ

jetz uf eimol die Kulturustuschepidemie mit de Russe. – No hämmer der «Vorwärts» abonniert. – Shet au nit gnutzt. – No bin i emol zem Huguenin und ha ganz lut zum Anneli Bisegger gseit: «Mer sin jetz bi der PdA». – Nei, mer sin nit, aber dass die eim äntlig emol abhere! – Nei, das het au nit gnutzt. Erscht won i zem Briefträger gseit ha: «Mir hän is jetz bi der Rote Garden agmäldet», hets afo gnaggse . . . Hallo? . . . Jetz simmer scho wieder unterbroche. He, adie, Herr Abhörer, jä isch das wohr, isch das menschemeeglig? Also, Sie loose mi wirglig ab? Eh, das frait mi jetz aber . . . Was, nimme vo jetz a? – Jä, worum denn? – Wil i blufft ha? – Wil mer gar nit zu der Rote Garde gehn? – Dasch aber schaad. – Jetz macht mer di ganzi Telefoniererei kei Fraid meh.

Cabaret Rüeblisaft 1962: Vera Furrer, Alfred Bruggmann, Oskar Hoby

Die Nachfolger, die Neuen, die Heutigen – und letzter Aufruf zum Lachen

Zur Zeit, als das Federal in der Blüte seiner Jahre stand, sprudelte in Baden der *Rüeblisaft,* stellte sich in Zürich das *Äxgüsi* vor, wehte durch Zug das *Durzug,* begannen die *Bärner Rohrspatze* zu pfeifen und die Schlieremer Lehrer den *Rotstift* zu spitzen, und in Basel setzte sich Roland Rasser, der Sohn des grossen Alfred, mit seinem Ensemble auf die *Gygampfi.*

Doch dann begann auch die treffliche Armbrust Rost anzusetzen – anfangs der sechziger Jahre waren ihre Pfeile verschossen, der Köcher leer. Und wieder hiess es, wie schon beim «Cornichon»-Ende, das Cabaret sei tot. Und wieder war dem nicht so – im Gegenteil! Eine Art, eine Form, eine Möglichkeit war, vielleicht, gestorben. Neue Formen, Arten und Möglichkeiten wurden geboren: Immer mehr Individualisten

Franz Hohler

begannen jetzt, eigene Ideen in Unabhängigkeit zu verwirklichen, die eigenen Gedanken zu formulieren und eigenhändig oder -mündlich vors Publikum zu bringen: das Duo Margrit Läubli / César Keiser, die Solisten Franz Hohler (der sich Cabaretist nennt), der Schauspieler Kaspar Fischer und der Volkskomiker Emil, die beide die cabaretistische Etikettierung nur zum Teil akzeptieren. So oder so gehören sie in und auf die heutige Kleinkunst-Szene, ebenso wie die Mummenschanz-Truppe, wie René Quellet, Joachim Rittmeier, Zouc und die vielen Amateure quer durch die Schweiz. Mit mehr oder weniger politischem Anspruch, aber mit dem vollen Engagement zu entkrampfender Heiterkeit und kreislaufförderndem Hirnzellengeflüster kämpfen auch die heutigen Cabaretisten in diesem Land des alltäglichen Ernstes um das allnächtliche Lächeln. Wie die Kolumnisten und Karikaturisten des *Nebelspalters* spalten auch wir, auf unsere Weise, den selben Nebel, Mief, Dunst und Rauch.

Emil Steinberger

So wagen Sie denn, lieber Nebileser, mutig den Blick in den Spiegel. Und lächeln Sie! Lächeln Sie vielleicht traurig, vielleicht optimistisch – aber lächeln Sie!

Und vergessen Sie eines nie: wer über sich selbst lacht, lacht am besten!

Margrit Läubli und César Keiser: Opus 8. Ausschnitt aus der Spar-Programm-Nummer «Die Befreiung» (Text Keiser, Musik Moeckel):

Chömed Ihne d'Freudeträne
vor mondäne Shops?
Erläbedsi en Luschtinfarkt
bim chlynschte Hops
in Supermarkt?
Händsi so Verbländige,
en Zwang, en Drang, en ständige,
vierhändige, unbändige
nach Luxus und Verschwändige . . . ?

Isch Ihri Lektüre
d'Modebroschüre,
und Ihre Lieb Gott
de Werbe-Spot?

Ja dänn, Schwöschter Barbara,
Brigitt und Dorothee,
chömedsi, machedsi mit i de
Konsumbefreiigsarmee:

Schwöschter, gändsi eus d'Hand!
Chömedsi i eusi Reihe –
löhndsi sich befreie
vo Flitter und Tand!

Mitem Überfluss
isch sowieso bald Schluss,
und scho in Sicht
isch 's jüngschte (Fertig-)Gricht –
Schwöschter –
chömedsi doch a eusi Bruscht
und lehredsi d'Luscht
am Verzicht!

Ueber Cabaret, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung

Der Tragöde hat's gut. Wenn er noch so mittelmäßig ist: er rollt doch mit den Augen, und das verfehlt hierzulande seine Wirkung nie. Bei uns wollen sie sich scheckig lachen, und hinterher verachten sie das. Und daß einer gar dabei ernst sein kann, das ahnen sie kaum. Aber wer nun einmal das Cabaret liebt . . . Es ist eine unglückliche Liebe. Kurt Tucholsky 1921

WITZ IST IMMER EINE ANDERE FORM DES ERNSTES. WERNER FINCK

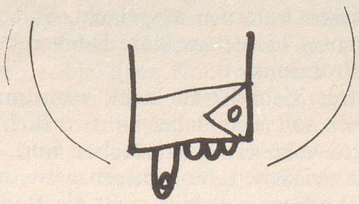
Gutes Cabaret streitet für alles, was recht, wahr und menschlich ist; nie aber streitet es um des Streites willen und nie ohne Witz.
Walter Lesch 1954

Der rechte Satiriker zieht, was er ins Lächerliche zieht, mit dem gleichen Griff auch ins Ernsteste. *Alfred Polgar*

Das Volk sucht bei seinen „Bänkelsängern" immer die lachende Wahrheit, nicht die Allerweltsware fadenscheiniger Unterhaltung. Walter Lesch 1944

Wir wünschen uns ein skeptisches Cabaret von glasklarem Intellekt, herber Melancholie und verspieltem Herzen ... Wir wünschen uns ein äusserst ironisches Cabaret, ein von allen falschen Geistern verlassenes Cabaret mit einer Stakkato-Poesie, die uns kein Politiker nachmacht ...
Hanns Dieter Hüsch 1960

Jede Zeit hat ihre kleinen und grossen Götzen, die es zu entlarven gilt. Wahre Cabaretisten sind immer im Angriff. Sie pirschen durch das Dickicht verfilzter Untugenden und eingefleischter Gewöhnung an menschlich und politisch Unbekömmliches, die Pointenflinte im Anschlag. Die Schrotkörner der Ironie, einst nach blutigen Treffern begierig, schlagen vielleicht nicht mehr so tiefe Wunden, denn der qualvolle Unmut, von dem das Publikum einst zu befreien war, ist auch nicht mehr – noch nicht? – da. Walter Lesch 1954



Das Cabaret ist immer berechtigt, ob nun politische Hochspannung herrscht oder nicht. Man hat wohl die Politik zu einseitig als Grundlage der Kleinkunst angesehen und das literarische Cabaret zu wenig gepflegt. Cabaretistische Aussage ist im Grunde dichterische Aussage – in dieser Form wehrt sich der Geist. Max Werner Lenz 1952

Wenn beim Angriff auf Schwachköpfigkeit, Grossmäuligkeit, Harmlosigkeit, Charmelosigkeit und Erbarmlosigkeit des Homo sapiens auch die Lachmuskeln angegriffen werden, dann kommt wenigstens etwas in Bewegung.
César Keiser

Das Kabarett ist keineswegs tot, es wandelt sich nur. Für mich ist Kabarett nach wie vor Galgenhumor – oder, wenn Ihnen das besser gefällt: Galgenwitz. Bloss finde ich, die Galgen stehen heute woanders als zwischen 1933 und 45. Werner Finck 1961

Ein echter Humorist kann nur ein Mensch sein, der im Herzensgrund die Menschen liebt.
Charles Chaplin

Wie überall ist auch im Cabaret Mangel an Selbstironie aller Laster Anfang.
Walter Lesch 1954

Wirkung des Theaters, der Dichtung, der Kunst? Ihre Chiffren sind Knabengekritzel an den Mauern des Bestehenden. Kein Steinchen wankt deshalb im Bau.
Alfred Polgar

Kurt Tucholsky

Was darf die Satire?

Wenn einer bei uns einen guten politischen Witz macht, dann sitzt halb Deutschland auf dem Sofa und nimmt übel.

Satire scheint eine durchaus negative Sache. Sie sagt: «Nein!» Eine Satire, die zur Zeichnung einer Kriegsanleihe auffordert, ist keine. Die Satire beisst, lacht, pfeift und trommelt die grosse, bunte Landsknechtstrommel gegen alles, was stockt und träge ist.

Satire ist eine durchaus positive Sache. Nirgends verrät sich der Charakterlose schneller als hier, nirgends zeigt sich fixer, was ein gewissenloser Hanswurst ist, einer, der heute den angreift und morgen den.

Der Satiriker ist ein gekränkter Idealist: er will die Welt gut haben, sie ist schlecht, und nun rennt er gegen das Schlechte an.

Die Satire eines charaktervollen Künstlers, der um des Guten willen kämpft, verdient also nicht diese bürgerliche Nichtachtung und das empörte Fauchen, mit dem hierzulande diese Kunst abgetan wird.

Uebertreibt die Satire? Die Satire muss übertreiben und ist ihrem tiefsten Wesen nach ungerecht. Sie bläst die Wahrheit auf, damit sie deutlicher wird, und sie kann gar nicht anders arbeiten als nach dem Bibelwort: Es leiden die Gerechten mit den Ungerechten.

Aber nun sitzt zutiefst im Deutschen die leidige Angewohnheit, nicht in Individuen, sondern in Ständen, in Korporationen zu denken und aufzutreten, und wehe, wenn du einer dieser zu nahe trittst. Warum sind unsere Witzblätter, unsere Lustspiele, unsere Komödien und unsere Filme so mager? Weil keiner wagt, dem dicken Kraken an den Leib zu gehen, der das ganze Land bedrückt und dahockt: fett, faul und lebenstötend.

Wir sollten nicht so kleinlich sein. Wir alle – Volksschullehrer und Kaufleute und Professoren und Redakteure und Musiker und Aerzte und Beamte und Frauen und Volksbeauftragte – wir alle haben Fehler und komische Seiten und kleine und grosse Schwächen. Und wir müssen nun nicht immer gleich aufbegehren («Schlächtermeister, wahret eure heiligsten Güter!»), wenn einer wirklich einmal einen guten Witz über uns reisst. Boshaft kann er sein, aber ehrlich soll er sein. Das ist kein rechter Mann und kein rechter Stand, der nicht einen ordentlichen Puff vertragen kann. Er mag sich mit denselben Mitteln dagegen wehren, er mag widerschlagen – aber er wende nicht verletzt, empört, gekränkt das Haupt. Es wehte bei uns im öffentlichen Leben ein reinerer Wind, wenn nicht alle übel nähmen.

So aber schwillt ständischer Dünkel zum Grössenwahn an. Der deutsche Satiriker tanzt zwischen Berufsständen, Klassen, Konfessionen und Lokaleinrichtungen einen ständigen Eiertanz. Das ist gewiss recht graziös, aber auf die Dauer etwas ermüdend.

Die echte Satire ist blutreinigend: und wer gesundes Blut hat, der hat auch einen reinen Teint.

Was darf die Satire?

Alles.

(Der Text entstand 1919; er ist leicht gekürzt)

Erich Kästner

Heiterkeit in Dur und Moll

Wie und worüber lachen die Menschen?

Ich habe einmal, halb im Scherz, doch auch halb im Ernst, eine neuartige Methode aufgezeigt, die Charaktere der Menschen zu ergründen. Sie entspräche, vorausgesetzt, dass sich jemand der Anregung bediente, etwa einer Disziplin wie der Graphologie. Es scheint, für geschulte Leute und bis zu einem gewissen Grade, möglich zu sein, die Charaktere aus den Schriftzügen zu deuten. Für mindestens so aufschlussreich, und oft genug für geradezu entlarvend, hielte ich die genaue Erforschung des Lachens. Wie jemand über gewisse Dinge und unter gewissen Voraussetzungen lacht, so ist er! Da helfen keine Versteckspiele. Da «hört» man den wahren Charakter! Sogar den Namen für die hoffnungsvolle, aus Kunst und Wissenschaft, aus Scharfsinn und Feingefühl zu entwickelnde Methode habe ich bereits erfunden. Sie nennt sich «Lachkunde». Das ist freilich mein einziger, mein erster und letzter Beitrag zu dieser epochalen Erfindung. Die Details und den Ruhm überlasse ich den Nachfolgern.

Dass unter allen Lebewesen nur der Mensch lacht, wissen wir, und dass die Menschen auf recht verschiedene Art und Weise lachen, sogar bei derselben Gelegenheit, glauben wir zu wissen. Die nächste Frage lautet: Worüber lacht der Mensch? Die Frage öffnet den Blick auf ein weites Feld, und wer es sich näher betrachten will, muss feste Stiefel anziehen. Denn das Feld ist wüst und wirr und unbeackert, bei uns zulande ganz besonders.

Wollte ein Sammler alle die Bücher zusammenstellen, die über das Tragische geschrieben worden sind, brauchte er einen Häuserblock. Für die Bücher über das Komische genügt ein winziges Zimmer. Immer und rastlos hat man sich mit der Kummerseite des Lebens und mit ihrem düsteren Abglanz in der Kunst beschäftigt, aber fast nie mit den goldenen Geheimnissen der Heiterkeit, fast nie mit dem vertrackten Lächeln der Ironie, fast nie mit dem zornigen Gelächter der Satire und fast nie mit der Zauberkugel der Weisheit, dem Humor. Der Dünkel der Denker bevorzugte stets das Dunkel. Denn nur im Dunkeln sah man ihr kleines Licht leuchten. Im Sonnenschein hätte man sie samt ihren Laternen ausgelacht. So scheuten die klugen Herren das grosse Licht, das klare Denken bei Tag und die Ergründung des Frohsinns.

Worüber lacht der Mensch? Er lacht, wenn man ihn kitzelt, und manch einer soll sich dabei wortwörtlich totgelacht haben. Oder er lacht, wenn er andere lachen hört, obwohl er nicht weiss, worüber sie lachen. Von diesen geist- und gemütlosen Spielarten des Lachens soll hier nicht die Rede sein, obgleich erst neulich von der zweiten Sorte, vom «ansteckenden» Lachen, in den Zeitungen wieder einmal die Rede war. Ein amerikanischer Professor hat eine Grammophonplatte in den Handel bringen lassen, auf der aus voller Brust gelacht wird. Die Wirkung der «Lachplatte» auf Gemütskranke, auf unglücklich Verliebte, auf trauernde Hinterbliebene, auf seit längerem Bettlägerige, auf abgehetzte Grossstädter und Leute mit Minderwertigkeitskomplexen wird ausserordentlich gepriesen. Der Arzt schreibt aufs Rezept «Lachplatte Nr. 5, zweimal täglich, nach den Mahlzeiten», der Patient geht in die Apotheke, kauft die Platte und lacht sich zu Hause gesund. Er

61 JAHRE CABARET IN DER SCHWEIZ

braucht keine Selbstbeherrschung mehr, keine Geselligkeit, kein Theater und keine Bücher. Er legt die Platte auf und lässt sich anstecken, basta!

Im Ernst, worüber lacht der Mensch, wenn sein Verstand und sein Herz bei der Sache sind? Das ist rasch gesagt: Er lacht über Kontraste! Er wird nicht über jeden Kontrast lachen. Doch sooft er lacht, wird ein Kontrast der Anlass sein, und es ist gleich, ob er diesen «Zusammenstoss zweier Gegensätze» im Theater oder auf der Strasse, beim Betrachten einer satirischen Zeichnung oder beim Lesen eines Romans erlebt. Es ist auch gleichgültig, ob der komische Kontrast zufällig oder unfreiwillig oder höchst kunstvoll entstanden ist.

Man lacht über Malvolio in «Was ihr wollt», wenn er Olivia umgirrt, weil man ihm eingeredet hat, sie liebe ihn. Man lacht über Olivia, die von dem Streiche nichts weiss und Malvolio für verrückt hält. Man lacht über Gustav Meyrinks Löwen Alois, der als Lamm unter Lämmern lebt. Man lacht über den Hund, der, weil er Soldaten nicht leiden kann, den Briefträger beisst. Man lacht über Komiker, die im Film versehentlich in Unterhosen zum Diner gehen oder sich, beim Stelldichein nachts im Hotel, in der Zimmernummer irren. Man lacht bei Shakespeare, aber auch über Witze, worin alberne Neureiche Fremdwörter verwechseln. Man lacht bei Mark Twain und Daumier, doch man lacht auch über das hochnäsige Gesicht eines Dandys auf der Strasse, der nicht merkt, dass an seinem Hut noch immer eine Garderobenmarke steckt.

Man muss nicht jedesmal lachen. Ueber dicke Komiker, die den Speisesaal in Unterhosen betreten, lache ich seit meinem achten Lebensjahr nicht mehr. Doch sooft man lacht, lacht man über einen Kontrast! Und wer, bei einem Witz oder bei feinster Ironie, den Kontrast nicht merkt, bleibt notgedrungen ernst.

Die Vorschule der Aesthetik

Einer der wenigen grossen Deutschen, die ernstlich über das Lachen und über das Komische nachgedacht haben, und wahrscheinlich unser gründlichster und leidenschaftlichster Denker dieser Art starb im Jahre 1825! Ich meine Jean Paul, den Dichter des «Titan» und des «Siebenkäs», der «Flegeljahre» und des «Schulmeisterlein Wuz». Das kunstphilosophische Werk, worin er die Früchte vom Baum seiner Erkenntnis sammelte, heisst «Die Vorschule der Aesthetik», und in den wichtigsten Kapiteln des Buchs ist gerade von Witz, Scherz, Laune, Satire, Ironie und, auf unvergleichliche Weise, vom Humor die Rede.

In der «Untersuchung des Lächerlichen», womit er das Komische meint, unterscheidet er zwischen dem «Lächerlichen der Lage» und dem «Lächerlichen der Handlung». Er unterscheidet den «objektiven Kontrast» und den «subjektiven Kontrast». Er schreibt: «Der Unterschied wird sich erst mehr erheben, wenn wir ... Satire, Humor, Ironie, Laune prüfen und scheiden.» Und er prüft und scheidet sie. Er hat mir, als ich Student war und Schriftsteller werden wollte, viel bedeutet. Und er hat auch heute, nicht nur für Studenten und junge Schriftsteller, an Bedeutung um keinen Millimeter eingebüsst.

«Der Humor ist das umgekehrte Erhabene», steht in dem Buch und: «Der Humor ist der komische Weltgeist», und «Der Humor vernichtet nicht das einzelne, sondern das Endliche durch den Kontrast mit der Idee ... weil vor der Unendlichkeit alles gleich ist und nichts.» So steht Jean Pauls «moderner Mensch» unterm Sternenhimmel, und so begleitet ihn der Humor, «oft mit der tragischen Maske, wenigstens in der Hand». Die «Vorschule der Aesthetik», so berichtet der Herausgeber der umfangreichen kritischen Gesamtausgabe, Eduard Berend, wurde «mit Recht in der Cottaischen Ausgabe seiner Werke an die Spitze gestellt und beim Begräbnis des Dichters seinem Sarge vorangetragen». Nun, für Jean Paul, der den Satz geschrieben hat: «Es gibt einen Ernst für alle, aber nur einen Humor für wenige», gab es keinen sinnvolleren ersten Kranz auf dem letzten Weg!

Die einäugige Literatur und die blinde Kritik

Jean Paul war ein weisser Rabe, ja er war, wie es als Wappentier den Doppeladler gibt, unser weisser Doppelrabe. Er schrieb komische Romane, und er schrieb über das Komische. Beides, die Praxis und die Theorie, ist in der deutschen Sprache arm dran. Den Humor und seine kleineren Geschwister, also die Komik, die Satire, die Groteske, die Parodie, das Burleske, die Ironie und die naive Heiterkeit, gibt es bei allen Völkern und bei wenigen Menschen, in allen Literaturen der Welt und sehr selten. Am rarsten jedoch ist der Humor in der deutschen Literatur. Und in der deutschen Literaturgeschichte und Literaturkritik ist man darauf stolz!

Die Literatur eines zu Recht angesehenen Kulturvolkes hat auf der einen Seite Tausende von Tragödien, Schauspielen, Epen, Erziehungsromanen, Meisternovellen, Oden, Hymnen, Sonetten und Elegien – und auf der anderen und halbleeren Seite unseres Hauptbuchs ängstigen sich eine Handvoll Komödien und Lustspiele, die Aphorismen Lichtenbergs, ein paar Romane Jean Pauls und von Gottfried Keller, der ein Schweizer war, ein Quentchen heiterer und frecher Lyrik und schliesslich einige Prosameister der Miniatur. Diese Meister nennt man gönnerhaft «Vertreter der kleinen Form».

Das ist schlimm. Doch es ist noch nicht das schlimmste. Haben Sie einmal auf deutschen Universitäten Literaturgeschichte und Aesthetik gehört? Bücher von Professoren, Kritikern, Dramaturgen und ähnlich erwachsenen Männern gelesen? Mit Tiefdenkern gesprochen? Nein? Seien Sie froh. O diese Wichtigtuer und Wichtigtunichtgute! Sie schreiben und sprechen von tragischen Konflikten, vom Oedipuskomplex, vom epischen Drama, von der Metaphysik des Nichts und vom Einbruch des Absoluten, dass Ihnen Hören und Sehen vergeht! Aber von der heiteren Kunst, dem höchsten Kleinod der Zweibeiner, sprechen die deutschen Dichter und Denker und vor allem die Hinterdreindenker allenfalls am 29. Februar. Sie nehmen nur den Ernst ernst. Sie stehen wie Kontrolleure am Eingang des deutschen Pantheons, und wer hinein will, muss das Lachen an der Garderobe abgeben. Die deutsche Literatur ist einäugig. Das lachende Auge fehlt.

Der auf Heiterkeit verächtlich hinunterblickende Hochmut unserer Dichter und Eckermänner wirkt sich, Böses fortzeugend, täglich und überall aus. Der Regisseur inszeniert als nächstes Stück «nur» ein Lustspiel. Der Verleger bringt im Herbst von seinem Spitzenautor «nur» ein leichtes, heiteres Buch heraus. Der Filmproduzent geht diesmal «nur» mit einer Filmkomödie ins Atelier. Der Redakteur arbeitet «nur» an einer humoristischen Zeitschrift. Der Schauspieler tritt «nur» im Kabarett auf. Und der Kapellmeister wird das nächste Mal «nur» eine Operette dirigieren. Wer einwenden wollte, das «Nur» bezöge sich lediglich auf die meist mindere Qualität der leichten Kunst und Ware, dem müsste ich erwidern: Unsere Tragödien und Elegien von gestern und heute taugen im Durchschnitt genauso wenig, und man nimmt sie trotzdem wichtig. Nein, der dem Heiteren entgegengebrachte Standesdünkel ist uns angeboren und wird gepflegt, als sei er eine Tugend. Die Literatur ist einäugig. Die Kritik ist blind. Und bei uns ist nicht der Einäugige unter den Blinden, sondern der Blinde unter den Einäugigen König.

(Aus dem Vorwort zum Ullstein-Buch «Heiterkeit in Dur und Moll», geschrieben 1958)

61 JAHRE CABARET IN DER SCHWEIZ